

Kirchen und Kirchengräber in der frühmittelalterlichen Alamannia Südwestdeutschlands

Gerhard Fingerlin



■ 1 Goldblattkreuze aus alamannischen Gräbern Südwestdeutschlands, 7. Jh. n. Chr. – sichere Zeugnisse christlichen Totenbrauchtums bei den Alamannen. Photo: LDA, Stuttgart.

Die Missionsgeschichte Alamanniens, also die Geschichte der Christianisierung des alamannischen Volkes, ist äußerst lückenhaft überliefert, und auch die Archäologie kann nur in einzelnen Punkten zu einem Gesamtbild beitragen. Anhand ihrer Quellen läßt sich weniger der Vorgang ablesen als sein Ergebnis: Die Ausbreitung der neuen Glaubensinhalte, die Festigung der kirchlichen Organisation sowie die Rolle, die den führenden Familien im Land dabei zukam. Auch dies ist zunächst nur im Detail des jeweiligen archäologischen Befunds für uns faßbar: den goldenen Kreuzen (Abb. 1) und anderen christlichen Symbolen in den Gräbern, den Grundrissen früher Kirchenbauten und den im Innern dieser Kirchen angetroffenen Adels- und Priesterbestattungen vorwiegend des 7. und frühen 8. Jahrhunderts. Doch bieten viele Einzelbeobachtungen auch immer die Chance

einer Verknüpfung, so daß auch generelle Aussagen durchaus möglich sind. Gleiches gilt ja auch für die schriftliche Überlieferung, in der vor allem die Lebensbeschreibungen der „Apostel Alamanniens“ wie Columban, Gallus, Fridolin oder Pirmin viel Legendäres bieten, und eigentlich ja auch gar nicht die geschichtlichen Vorgänge darstellen wollen, sondern mit einer ganz anderen Tendenz, oft auch noch in größerem zeitlichen Abstand zu den Ereignissen, geschrieben sind. Und doch ermöglichen sie in ihrer Summe manchen Einblick in das Geschehen der Missionierungszeit, geben sogar Aufschlüsse über die langsam versinkende Welt des Heidentums. In Verbindung mit Informationen, die dem Gesetzestext der Lex Alamannorum zu entnehmen sind, läßt sich so mancher Aspekt der Missions- und Kirchengeschichte herausarbeiten. Dazu kommt dann noch

die in anderen Quellen überlieferte Kenntnis über das um 600 n. Chr. gegründete Bistum Konstanz hinzu, das wir in seiner enormen räumlichen Ausdehnung als eigentliches Bistum Alamanniens aufzufassen haben, in dessen Rahmen die Ausbreitung des christlichen Glaubens und die Festigung kirchlicher Strukturen überhaupt erst möglich waren (Abb. 2).

Um uns dem hier gestellten archäologischen Thema zu nähern, ist ein – wenn auch noch so knapper – Abriss des überlieferten geschichtlichen Hintergrunds unverzichtbar, wie überhaupt der in „historischer“ Zeit arbeitende Archäologe davon profitiert, daß er seine fachspezifisch gewonnenen Erkenntnisse am Maßstab einer anderen Überlieferung prüfen kann. Denn naturgemäß sind die Quellen, die der Boden zur Verfügung stellt (Bodenurkunden), für die „Ereig-

nisgeschichte“ wenig ergiebig, und wir dürfen ihnen auch nicht mehr abverlangen, als sie beinhalten. Gräber, Siedlungsplätze, Befestigungsanlagen, Sakralbauten oder Depotfunde bieten dafür Aussagemöglichkeiten in Bereichen, die von der schriftlichen Überlieferung nur selten und dann meist auch ganz unzureichend angesprochen werden.

Im Gegensatz zu den linksrheinischen Gebieten oder zum raetischen Alpenvorland war für die Alamannen in ihren südwestdeutschen Kernlanden kein Anknüpfen an Tradition und Organisation des spätantiken Christentums möglich. Nur an der Peripherie kamen sie damit, ohne erkennbare Auswirkungen, in Berührung: An Hoch- und Oberrhein mit den Bischofsstädten Kaiseraugst/Basel und Straßburg sowie im Osten ihres ursprünglichen Siedlungsraumes an Iller und Donau (Bischofssitz? Augsburg).

Trotz dieser langen und engen Nachbarschaft kam das Christentum nicht aus der Romania, sondern in seinen Anfängen jedenfalls aus dem fränkischen Reich. Mit dem Sieg des Frankenkönigs Chlodwig bei Zülpich fiel Ende des 5. Jahrhunderts der nördliche Teil Alamanniens einem christlichen Herrscher zu, wenige Jahrzehnte später (536 n. Chr.) war die politische Einbindung des ganzen alamannischen Stammesgebietes ins fränkische Reich abgeschlossen. Die Christianisierung der neu gewonnenen Gebiete lag also im Interesse der fränkischen Königsmacht, wobei es zunächst wohl mehr um die Sicherung der Herrschaft als um die Verbreitung des neuen Glaubens ging. Schließlich war auch der Übertritt Chlodwigs selbst – besiegelt durch seine Taufe in Reims zusammen mit seiner vielköpfigen Gefolgschaft („mit all seinem Volk“) – eine eminent politische Entscheidung gewesen, die vor allem das Zusammenwachsen der romanischen und germanischen Reichsteile fördern sollte.

Zunächst schloß sich offenbar der alamannische Adel dem neuen Glauben, also dem königlichen Vorbild, an, soweit er nicht durch loyale Familien aus dem bisherigen fränkischen Herrschaftsbereich ersetzt wurde, wofür es archäologische Hinweise gibt. Teile dieser „primi Alamanni“ oder „optimates“ blieben aber doch wohl in Opposition und daher vielleicht auch für eine heidnische Reaktion anfällig, was vor allem in der späteren Merowingerzeit deutlich wird, wo sich diese Haltung – zumindest in Einzelfällen – durch Bestattung in Grabhügeln statt in Kirchen und in der

Verwendung heidnischer Bildmotive manifestiert.

Es steht nicht in Frage, daß sich mit der fränkischen Herrschaft auch das von höchster Stelle geförderte Christentum durchsetzte und ausbreitete, mehr und mehr auch in den niedrigeren Ständen. Doch schweigen sich die geschichtlichen Quellen leider aus über eine, wie zu vermuten, in größerem Maßstab betriebene Missionierung und den Aufbau der kirchlichen Organisation. Wir wissen nur, wie schon eingangs erwähnt, daß in der Zeit um 600 n. Chr., vielleicht auch schon im späteren 6. Jahrhundert in Konstanz (Constantia) ein Bischofssitz eingerichtet wurde, dessen Sprengel fast die ganze Alamannia umfaßte. Hinter dieser Gründung stand der alamannische Herzog, natürlich im Sinne des königlich-merowingischen Auftrags, den er ja auch im politisch-administrativen Bereich zu vertreten hatte. Vieles spricht dafür, daß die oft an strategisch wichtigen Stellen überall im Land entstehenden Königshöfe als frühe Stützpunkte auch der kirchlichen Organisation anzusehen sind. Es ist jedenfalls auffällig, daß an Plätzen mit urkundlich bezeugtem Königsgut sehr häufig die Pfarrkirchen frühe, fränkisch geprägte Patrozinien aufweisen, vor allem das des heiligen Martin von Tours, aber auch des Remigius oder Hilarius.

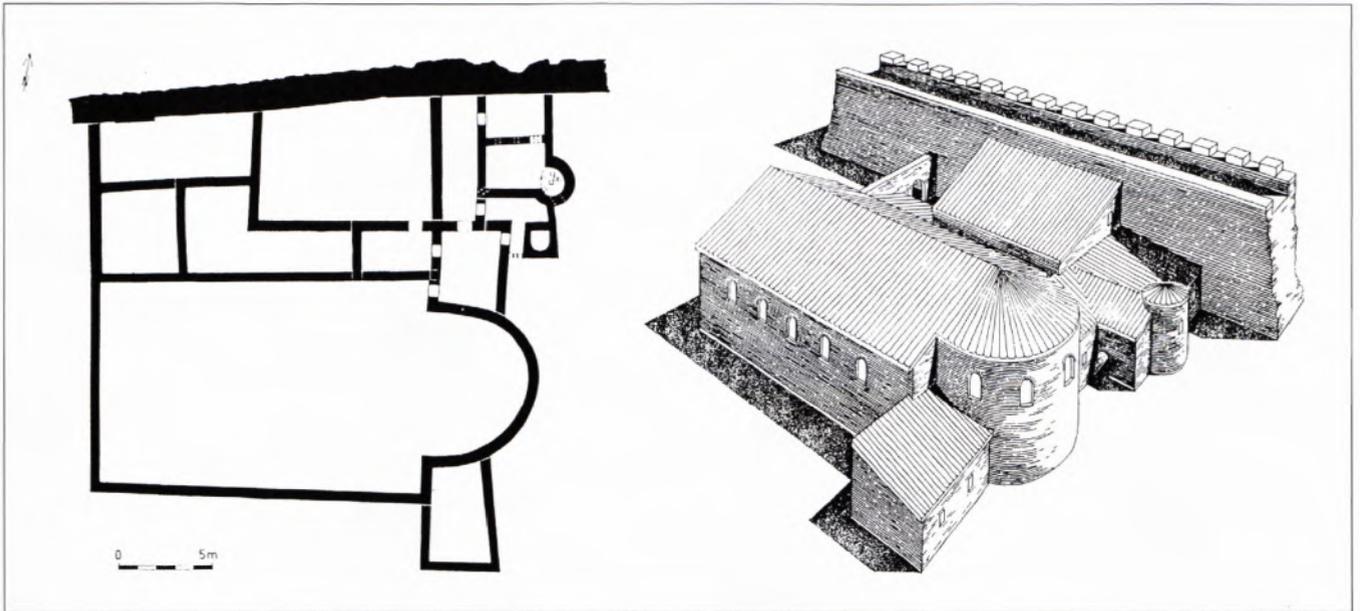
Ergänzt wird dieses sich allmählich verdichtende Netz kirchlicher Präsenz durch Klostergründungen des 7. und frühen 8. Jahrhunderts (Reichenau, Säckingen, Schuttern), die sich zunächst allerdings deutlich an die Peripherie des alamannischen Raumes halten. Trotzdem sind sie wichtig für Einpflanzung und Pflege christlichen Lebens, Aufgaben, die in dieser Zeit – ergänzend zu den Bestrebungen der fränkischen Reichskirche – von irisch-schottischen Wanderpredigern eifrig wahrgenommen werden; in mehreren Fällen ausgehend vom Kloster Luxeuil in Burgund, aber offenbar ohne größere Wirkung auf die zentralen Bereiche Alamanniens, soweit wir nach den überlieferten Reisewegen und den Orten von Zellen- und Klostergründungen urteilen dürfen. Dagegen finden sich die frühen Kirchen, zunächst in Holzbauweise errichtete bescheidene Bauten, in der ganzen Alamannia und zeugen von der erfolgreichen fränkischen Mission. Auch aus dem Süden, über die Alpen wirkende Einflüsse aus dem langobardischen Oberitalien und damit der „römischen“ Kirche zeigen sich im Fundmaterial alamannischer Gräber des späteren 6. und des ganzen 7. Jahrhunderts (Goldblattkreuze, vgl. Abb. 1). Mehr als eine Andeutung in



■ 2 Die Grenzen des Bistums Konstanz. Nach W. Hug, Geschichte Badens (Stuttgart 1992), Abb. S. 49.

dieser Richtung lassen aber die archäologischen Quellen nicht zu. In dieser Sitte der Kreuzbeigabe könnten sich ja auch ganz allgemein kulturelle Beziehungen zu Oberitalien widerspiegeln, wie sie sich in der Übernahme langobardischer Trachtelemente in dieser Zeit zeigen.

Bevor wir uns den durch Ausgrabungen bekannten Kirchen der südwestdeutschen Alamannia zuwenden, müssen wir uns fragen, was wir in der Merowingerzeit hier überhaupt an christlichen Sakralbauten erwarten dürfen. Daß es seit ungefähr 600 n. Chr. im linksrheinischen (!) Konstanz eine Bischofskirche gegeben hat, ist sicher, doch haben sich davon bisher keine Spuren nachweisen lassen. Auch wissen wir nicht, ob sie aus Anlaß der Bistumsgründung neu errichtet wurde, oder ob man zunächst eine am Ort schon bestehende spätantike Kirche des 4. oder 5. Jahrhunderts weiterbenutzt hat. Jedenfalls dürfen wir davon ausgehen, daß es – unabhängig von einer genauen Zeitbestimmung – nach guten Beispielen in spätantiken Kastellen des Hochrheintals eine in Stein errichtete rechteckige Saalkirche mit halbrunder Apsis (Chor) gewesen ist. Dazu gehörte ein Baptisterium, also eine Taufkapelle oder ein Taufhaus, das vermutlich an einer der Längsseiten des Kirchenschiffs angebaut war. Eine gute Vorstellung können die ausgegrabenen und konservierten Befunde von Tenedo (Zurzach, Kt. Aargau) oder Castrum Rauracense (Kaiseraugst, Abb. 3) liefern. Auch für Inneneinrichtung und Ausstattung ergeben sich Hinweise aus dem regionalen spätrömischen Umfeld. Denkbar ein Tischalter nach einem Vorbild



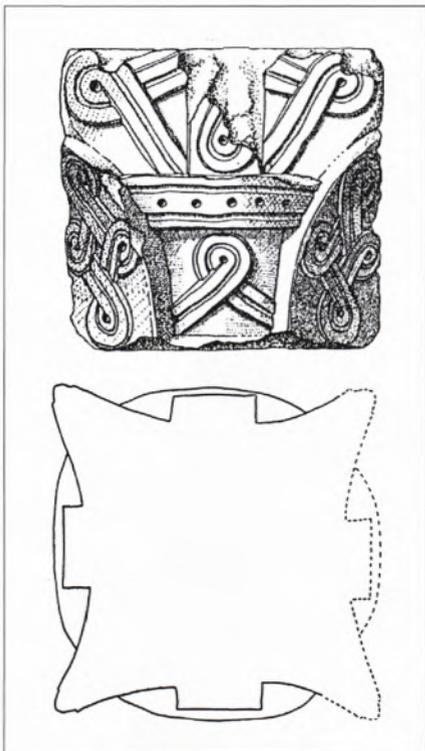
■ 3 Kaiseraugst, Kt. Aargau (Hochrhein). Plan und zeichnerische Rekonstruktion der spätantiken Kirche im „Castrum Rauracense“. Baptisterium zwischen Kirche und Kastellmauer. Nach W. Müller, *Helvetica archaeologica* 17, 65/66, 1986, Abb. 7 u. 8.

in Chur (Graubünden), kapitellgeschmückte Säulen nach einem Fundstück aus Vindonissa (Windisch, Kt. Aargau, Abb. 4) und Chorschranken, eventuell mit Bemalung, nach entsprechenden Resten im linksrheinischen Zurzach.

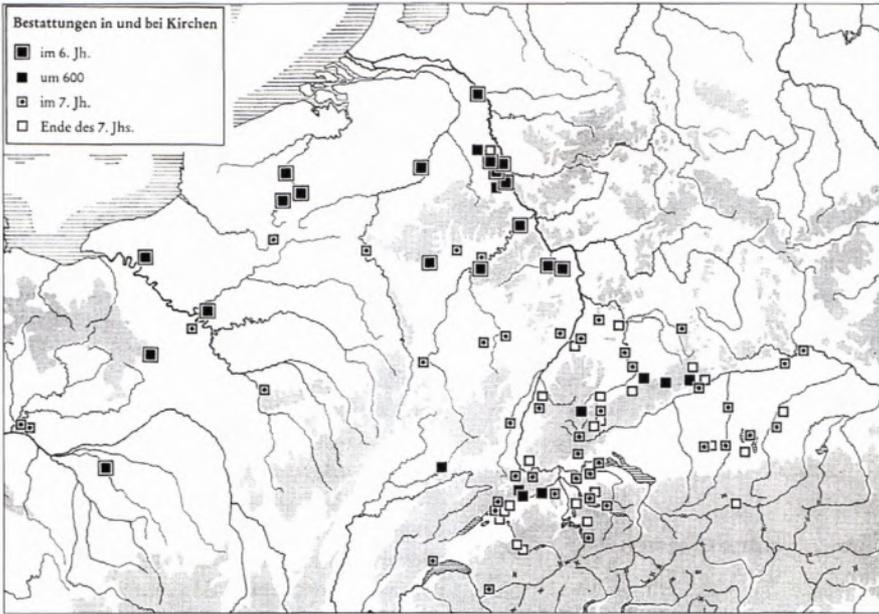
Neben der Bischofskirche in Konstanz, neben frühen Klosterkirchen an Hoch- und Oberrhein sind also im Inneren Alamanniens Pfarrkirchen in dörflichen Siedlungen und bei Königshöfen zu erwarten, „Eigenkirchen“ bei Adelshöfen: zunächst überwiegend in Holzbauweise, später dann als gemörtelte Steinbauten ausgeführt.

Auch in dieser jetzt alamannisch besiedelten Romania südlich des Hochrheins wurden die im dörflichen Bereich entstehenden Pfarrkirchen zunächst in einfacher Holzbauweise errichtet, obwohl hier die Tradition des Steinbaus lebendig geblieben war. In der südwestdeutschen Alamannia dürfen wir deshalb zu Beginn nichts anderes erwarten, auch nicht bei den „Eigenkirchen“ des Adels, die bei den Herrenhöfen entstehen, oder bei den frühen Klostergründungen, also den „Zellen“ der irisch-schottischen Missionare. So baut Gallus in der Einsamkeit des Steinachtals eine Klosterkirche aus Holz (ein Bär bringt das Baumaterial), dazu Holzhäuser für eine kleine klösterliche Gemeinschaft, aus der sich später St. Gallen entwickeln sollte. Ähnlich hat man sich die Zelle eines Trudpert im Münstertal oder eines Landelin im Tal hinter Ettenheim (beide am westlichen Schwarzwaldrand) vorzustellen. Nur in Schuttern (Ortenau), in der Rheinebene, ist als älteste Klosterkirche ein Steinbau belegt, doch ist hier eine genaue Zeitbestimmung noch offen, ein hölzerner Vorgängerbau auch nicht mit völliger Sicherheit auszuschließen. Auch auf der Bodenseeeinsel Reichenau (Klostergründung durch Pirmin) ist als erster Bau eine Steinkirche (mit Rechteckchor) überliefert, doch gehört dieser Platz ebenso wie die Säckinger Rheininsel (Fridolins Kloster) nicht mehr zur eigentlichen rechtsrheinischen Alamannia.

Der Bau von Holzkirchen setzt in Südwestdeutschland im späten 6. Jahrhundert, spätestens in der Zeit um 600 n. Chr. ein, also in der Gründungszeit des Bistums Konstanz, und steht ganz offensichtlich mit der von hier ausgehenden „kirchlichen Durchdringung“ Alamanniens in engem Zusammenhang. Man muß sich vergegenwärtigen: die Taufe Chlodwigs liegt schon fast ein Jahrhundert zurück und in den Gräbern setzen die Hinweise auf christliches Gedankengut schon deutlich früher ein. Insgesamt also ein sehr langwieriger Prozeß, der vielleicht auch mit der Hartnäckigkeit zu tun hat, mit der die Alamannen am Althergebrachten festhielten, jedenfalls aber erkennen läßt, daß lange Zeit das „königliche Vorbild“ für die Masse des Volkes nicht verbindlich war und auch nicht mit allen Mitteln durchgesetzt werden sollte. Ein Blick auf eine von H. W. Böhme entworfene Karte (Abb. 5), auf der die datierbaren „Kirchengräber“ des fränkisch-alamannischen Raumes verzeichnet sind, macht den Unterschied zu den linksrheinischen Gebieten der Francia deutlich: Hier ist schon im 6. Jahrhundert eine Entwicklung weitgehend abgeschlossen, die bei den Alamannen erst im 7. Jahrhundert an Dynamik gewinnt. Dabei gilt es zu berücksichtigen, daß die frühen Kirchenbauten Südwestdeutschlands nur mit



■ 4 Windisch (Vindonissa), Kt. Aargau. Flechtbandverziertes Kapitell aus einer frühmittelalterlichen Kirche (um 600 n. Chr.). H. ca. 17 cm. Nach Jahrb. SGUF 47, 1958/59, 210, Abb. 49.



■ 5 Verbreitung und zeitliche Gliederung von Gräbern in und bei Kirchen im fränkischen, alamannischen und bajuwarischen Siedlungsgebiet der Merowingerzeit. Nach H.W. Böhme, Archäologie in Deutschland 1993, Heft 4, Abb. S. 21.

Hilf zugehöriger Grabfunde zeitlich beurteilt werden können, und daß bei weitem nicht alle ergrabenen Kirchen datierbare Bestattungen enthielten. Auch ist die Frage der Zugehörigkeit nicht immer eindeutig zu beantworten, vor allem dort, wo mehrere Bauphasen am gleichen Platz aufeinanderfolgen.

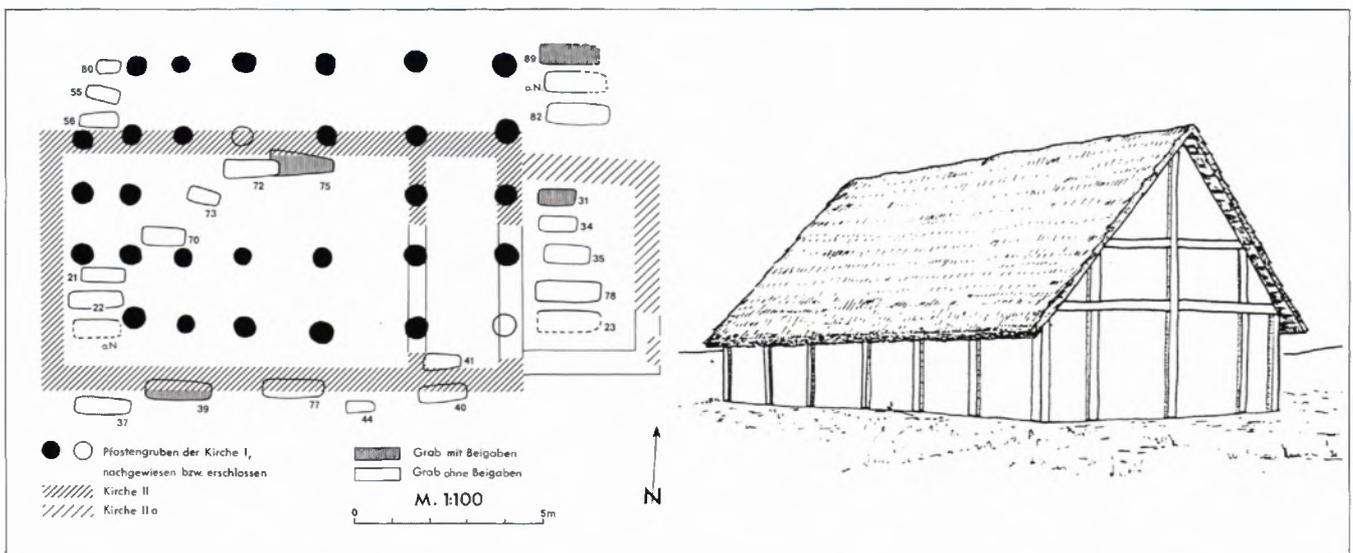
Dabei können auch ältere Spuren beseitigt worden sein, und gerade bei leichten, nicht sonderlich tief fundamentierten Holzkonstruktionen ist mit Verlusten zu rechnen. Frühe Holzkirchen sind deshalb oft nur in lückenhaften Grundrissen überliefert, in manchen Fällen vielleicht auch gar nicht bekanntgeworden. Auch muß man damit rechnen, daß bei älteren Grabungen mehr auf die Steinfundamente als auf Pfosten Spuren geachtet wurde, und bis in unsere Zeit ist es oft aus verschiedensten Gründen nicht

möglich, einen Kirchenraum im Ganzen zu untersuchen und die Ausgrabung eventuell noch auf Außenbereiche auszudehnen, um so einen vollständigen Abriss der Baugeschichte zu gewinnen.

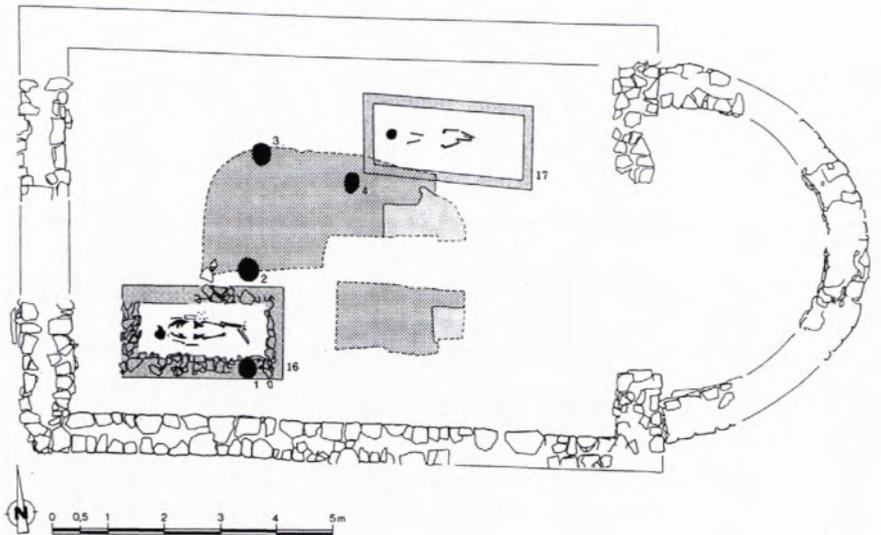
Tatsächlich gibt es bisher nur in Brenz (Kr. Heidenheim) einen annähernd lückenlosen Pfostenplan einer Holzkirche des früheren 7. Jahrhunderts, der deshalb schon verschiedentlich zur Ergänzung und Rekonstruktion weniger gut erhaltener Baubefunde herangezogen wurde (Abb. 6 u. 7). Gleichzeitig bietet Brenz ein gutes Beispiel für die Abfolge verschiedener Kirchenbauten an gleicher Stelle, was zwar keine nennenswerten Zerstörungen bewirkt hat, aber doch die Zuweisung der hier angetroffenen Gräber schwierig macht. Wie der Plan zeigt, handelt es sich in Brenz um einen aus vier Pfostenreihen gebildeten

■ 6 Brenz, Kr. Heidenheim, „St. Gallus“. Der älteste Pfostenbau und zwei zeitlich folgende Steinbauten mit zugehörigen Gräbern. Nach H. Dannheimer (B. Cichy), Fundber. Schwaben N.F. 19, 1971, 299, Abb. 1.

■ 7 Rekonstruktion einer Holzkirche vom „Typ Brenz“ (Aschheim, Kr. München). Nach H. Dannheimer, Auf den Spuren der Bajuwaren (Pfaffenhofen 1987) S. 125, Abb. 84.



■ 8 Dunningen, Kr. Rottweil, „St. Martin“. Pfostenlöcher einer Holzkirche, Fundament einer Steinkirche, Gräber. Planzeichnung: Archiv LDA, Freiburg.



Rechteckbau von 12,5 x 9,2 m Größe; verglichen mit den jüngeren Steinkirchen des 7. und beginnenden 8. Jahrhunderts fehlt ein Chor in Form einer halbrunden oder rechteckigen Apsis (wie sie in Brenz der jüngere Steinbau aufweist). Dafür ist im Ostteil des Kirchenschiffes ein knapp 3 m tiefer Querraum abgeteilt, für den es ebenfalls in spätromischer Zeit gute Vorbilder gibt, und der als Chorraum anzusprechen ist.

Auch für die Innenausstattung lieferte der archäologische Befund einige Anhaltspunkte. Demnach waren die aus Flechtwerk mit glattem Lehmverstrich bestehenden Wände mit einer dünnen Kalkschlänne überzogen, auf der sich „die geringen, aber deutlich erkennbaren Spuren einer linearen Malerei in Rot, Gelb, Weiß und Schwarz fanden“ wie der Ausgräber B. Cichy vor Ort feststellen konnte. Der sehr unebene Fußboden bestand aus gestampftem Lehm, Spuren eines Altars fanden sich nicht.

Nach dem Grundrißschema der Kirche in Brenz ist offenbar auch ein früher Holzbau in Dunningen (Kr. Rottweil) erbaut worden, von dem aber nur wenige Pfostengruben nachgewiesen sind (Abb. 8). Dafür erlaubt es aber der Befund, eine andere Frage zu diskutieren, und zwar die nach dem jeweiligen Anlaß einer Kirchen Gründung, der ja von Fall zu Fall verschieden sein kann. Die Frage ist, ob man im frühen Mittelalter Kirchen auch am Platz älterer Ortsfriedhöfe errichtet hat, also Bauten im Sinne der spätromischen Friedhofskirchen (Coemeterialkirchen)?

Der Gedanke liegt vor allem bei den Steinkirchen nahe, die ältere Gräber überschneiden. Dabei bleibt aber meist die Frage offen, ob es an glei-

cher Stelle nicht doch eine frühere Holzkirche gegeben hat, die archäologisch nicht erfaßt wurde, und zu der vorhandene ältere Gräber gehören könnten. In Dunningen nun liegen zwei Gräber aus der Zeit um 600 und aus dem beginnenden 7. Jahrhundert (Abb. 9) so unter der Holzkirche, daß diese als jünger angesehen werden muß. Es gab also hier schon Bestattungen vor dem Kirchenbau, aber offenbar nur wenige mit kostbaren Beigaben, so daß es sich jedenfalls um den Bestattungplatz einer hochgestellten Familie, nicht um den Ausschnitt eines Ortsfriedhofs handelt. Der wenig später über diesen Gräbern errichtete Sakralbau ist demnach als Kirche eines Adelshofs anzusprechen, die zwar auch später noch vereinzelt für Bestattungen genutzt wurde, aber nicht als „Coemeterialkirche“ im oben genannten Sinne gelten darf. Anlaß für die Kirchengründung waren demnach nicht allein die hier schon vorhandenen Gräber, sondern das „eigenkirchliche“ Interesse des hier lebenden adligen Grundherrn, was eine zumindest teilweise Nutzung des Kirchenraums für die Familiengrablage durchaus mit einschloß. Es ist aber in der ganzen südwestdeutschen Alamannia bisher kein Fall bekannt, wo ein früher schon angelegter größerer Ortsfriedhof den Bau einer Kirche im „Außenbereich“ verursacht hätte, so daß man davon ausgehen muß, daß es Friedhofskirchen im eigentlichen Sinne nicht gegeben hat. Anders zu beurteilen sind kleine kapellenartige Holzbauten auf oder bei Bestattungsplätzen wie etwa in Dürbheim, Kr. Tuttlingen (Abb. 10). Sie stehen eher in der Tradition spätantiker Memorialbauten, die vor allem zum Gedächtnis an einzelne Verstorbene errichtet worden sind. Ob Holzbauten dieser Art auch gottesdienstlichen Zwecken gedient haben, ist nicht be-



■ 9 Dunningen, Kr. Rottweil, „St. Martin“. Schmuck aus Frauengrab 16: Bügelfibel aus Silber, Scheibefibel mit Filigrandekor aus Gold mit Steinbesatz (Anfang 7. Jh.). Dm. der Scheibefibel 5,2 cm. Photo: LDA, Freiburg.

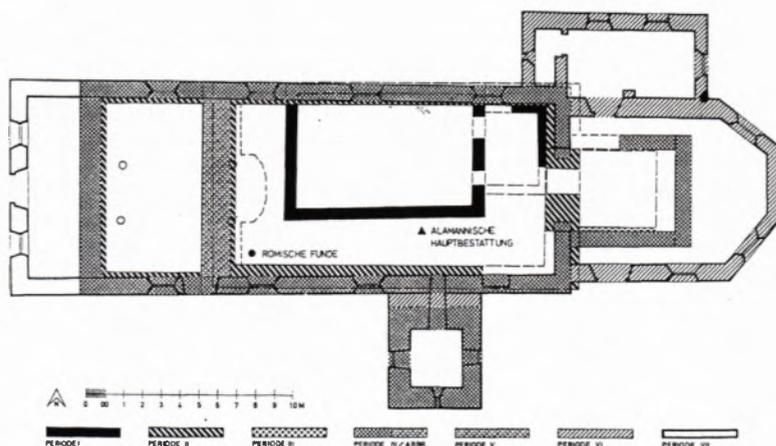
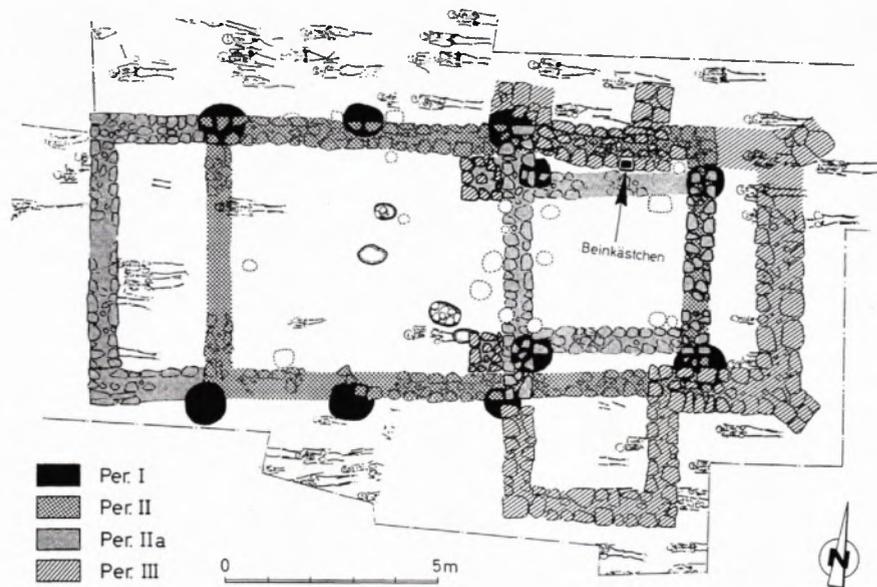
kannt, wenn ja, kommt bei ihrer geringen Größe jedenfalls nur ein kleiner, familiärer Teilnehmerkreis in Betracht.

Während des ganzen 7. und 8. Jahrhunderts, auch noch später, waren hölzerne Kirchen in Benutzung. Auch Neubauten aus Holz wurden noch lange nach Entstehung der ersten Steinkirchen errichtet. Es gab also keine rasche Ablösung, sondern ein langes Nebeneinander der beiden Bauformen, wobei weder erhebliche Größenunterschiede noch abweichende Grundrisslösungen festzustellen sind. So findet sich der einfache Rechteckraum mit abgeschranktem Chorbereich, wie er in Brenz (Abb. 6) vorliegt, auch bei der ersten Klosterkirche von Schuttern und in anderen Fällen. Auch die scheinbare „Dreischiffigkeit“ hölzerner Kirchen wie Brenz, die sich bei Steinbauten nicht wiederholt, dürfte eher konstruktiv bedingt sein, als eine Unterteilung des Innenraums bezweckt haben. Späte

Holzbauten des 8. Jahrhunderts wie in der Wüstung Zimmern, Gem. Gemmingen (früher Stebbach, Kr. Heilbronn), zeigen den von Steinkirchen gewohnten eingezogenen Rechteckchor (Abb. 11). Lediglich halbrunde Apsiden sind im Holzkirchenbau offenbar nicht ausgeführt worden.

Schwachpunkte der Holzbauweise waren die Anfälligkeit für Reparaturen, die vergleichsweise geringe Lebensdauer, vor allem aber die Gefährdung durch Feuer, und tatsächlich gibt es Hinweise auf Kirchen, die durch einen Brand zugrunde gegangen sind. Allein schon deshalb gehört die Zukunft dem Steinbau, und diese allgemeine Tendenz lässt sich auch an Beispielen wie Brenz (Abb. 6) oder Zimmern (Abb. 11) sehr gut illustrieren.

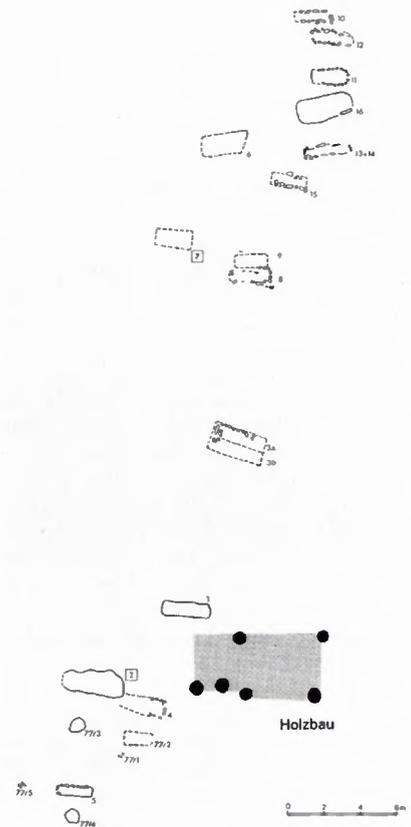
Ersten Holzkirchen folgen stets jüngere Neubauten in Stein, nie jedoch umgekehrt. Dabei lässt sich nach den



■ 10 Dürbheim, Gewann „Häuslesrain“. Gräbergruppe der späten Merowingerzeit mit kleinem Holzbau (Grabkapelle, Memoria?) neben Adelsgrab 2 (vgl. Abb. 18). Plan: Archiv LDA, Freiburg.

■ 11 Wüstung Zimmern. Holzkirche und folgende mehrphasige Steinkirche, ein Beleg für späten Holzkirchenbau. Nach G. Fehring, Missions- und Kirchenwesen in archäologischer Sicht. In: Vorträge u. Forschungen 22 (Sigmaringen 1997) 572 Abb. 10.

■ 12 Kirchdorf, Gem. Brigachtal, „St. Martin“. Steinkirche mit frühmittelalterlichen Gräbern (7. Jh.). Nach H. Eckert u.a., St. Martin in Kirchdorf (Kirchdorf 1991) 5 Abb. 2.



■ 13 Ennabeuren, Gem. Heroldstatt, Alb-Donau-Kreis. Kleines Tragreliquiar aus dem Altar der Pfarrkirche (ca. 700 n.Chr.). Höhe: 8,9 cm. Nach R. Christlein, *Die Alamannen* (Stuttgart 1978) Taf. 22.

Fundamenten allerdings nicht immer entscheiden, ob der ganze Bau in Stein ausgeführt war, oder ob wir es mit einer Fachwerkkonstruktion auf Steinsockel zu tun haben, die es in der Frühzeit wohl an manchen Orten gegeben hat.

Die ersten Steinkirchen im rechtsrheinischen Gebiet entstehen nur wenig später als die frühesten Holzbauten. Ein gutes Beispiel dafür bietet der leider nicht ganz vollständige Befund von Schleithelm, Kt. Schaffhausen, der durch beigabeführende Gräber etwa ins 2. Viertel des 7. Jahrhunderts gesetzt werden kann. Da die Tradition des gemörtelten Steinbaus in diesem Gebiet mit der Einwanderung der Alamannen abgebrochen war, stellt sich allerdings die Frage, wer diese Bauten aufgeführt hat. Geschulte einheimische Kräfte standen jedenfalls nicht zur Verfügung. Selbst in einer Stadt wie Trier mußte im 6. Jahrhundert ein Bischof (Nicetius) Handwerker aus Italien anwerben, um Baumaßnahmen an den Kirchen seines Bischofsitzes durchführen zu können. Wieviel mehr war man in der Alamannia Südwestdeutschlands auf auswärtige Fachleute angewiesen! Der Blick richtet sich auch hier nach Süden, zunächst allerdings nicht bis Italien, sondern in die Gebiete links des Rheins, wo sich unter der romanischen Bevölkerung das Bau- und Steinmetzgewerbe, wenn auch sicher in bescheidenem Rahmen, erhalten hatte. Dafür zeugen nicht nur die eingangs schon genannten Kastellkirchen des 4. und 5. Jahrhunderts am Hochrhein. In Straßburg etwa ließ Bischof Arbogast im 6. Jahrhundert Ziegel brennen und mit seinem Namen stempeln, was auf umfangreiche kirchliche und wohl auch profane Bautätigkeit in dieser Zeit hinweist. Es waren also mit großer Wahrscheinlichkeit kleine Gruppen von Handwerkern aus den ehemaligen spätrömischen Grenzgebieten, die für den Bau von Steinkirchen angeworben wurden, eventuell auch für die Anlage mörtelverputzter Gräber, die vor allem in und bei Kirchen des späten 7. Jahrhunderts bekannt geworden sind. Dies war auch, so jedenfalls in archäologischer Sicht, eine Zeit verstärkten Kirchenbaus, wenn man auch nicht übersehen darf, daß im Laufe des 7. Jahrhunderts vielfach noch die schwer zu entdeckenden Holzkirchen errichtet worden sind, wofür es vor allem in der Nordschweiz gute Beispiele gibt.



Man könnte in der ausgehenden Merowingerzeit geradezu von einer Welle kirchlicher Neugründungen sprechen, wobei es sich bei den bekanntesten Beispielen überwiegend um Kirchen adliger Familien handeln dürfte, die vor allem dem Gründer, aber auch seinen nächsten Angehörigen als Bestattungsort „ad sanctos“, also bei den Heiligen bzw. ihren im Alter eingeschlossenen Reliquien dienten. St. Martin in Kirchdorf (Schwarzwald-Baar-Kreis) (Abb. 12), St. Dionysius in Dettingen (Kr. Tübingen), St. Peter in Lahr-Burgheim (Ortenaukreis), die ersten Steinbauten von St. Martin in Dunningen (Kr. Rottweil) (Abb. 8) und St. Gallus in Brenz (Abb. 6), wahrscheinlich auch die schon verschiedentlich genannte Klosterkirche in Schuttern gehören in diese Zeit. Somit liegen alle denkbaren Grundrisslösungen vor, Saalkirche mit abgesetztem Rechteckchor, mit Halbrundchor oder mit in den Bau einbezogenem, abgeschranktem Chorbereich.

Soweit als Steinbau ausgeführt, ist beidseitiger Verputz der Mauer anzunehmen. Die Dächer waren, wie bei den Holzkirchen, wohl mit Schindeln gedeckt, für die Verwendung von Ziegeln gibt es im rechtsrheinischen Gebiet bisher keine Anhaltspunkte. Auch über die Innenausstattung dieser Kirchen ist nur wenig bekannt. In Kirchheim unter Teck (Kr. Esslingen)

gehört zum ältesten, wenn auch nicht genauer datierbaren Steinbau ein Mörtelstrich. Ein vergleichbarer Boden wurde in Lahr-Burgheim festgestellt, wo der Ausgräber zudem auf Grund der geringen Fundamentstärke flache Holzdecken über Schiff und niedrigerem Chor erschließt. Auf den getünchten Innenwänden waren vermutlich farbige Dekorationen angebracht, doch gibt es Belege dafür erst aus jüngeren Bauten karolingischer Zeit (Höllstein, Kr. Lörrach). Fensterverglasung ist bisher nirgends nachgewiesen, auch wissen wir nichts über das Aussehen von Chorschranken und Altären (Altarsockel in Schuttern und Gruibingen, Kr. Göppingen, Datierung unsicher). Im Gründungsbau von St. Dionysius (St. Vitalis I) in Esslingen, durch Grabfunde ins 8. Jahrhundert datiert, ist das bisher einzige Beispiel eines Reliquiengrabes im Inneren Alamanniens entdeckt worden, in Form einer innen verputzten und getünchten Grabkammer mit dachförmigem Sandsteindeckel, darin eine für solche Anlagen typische verschließbare Öffnung. Das „Grab“ war leer, offensichtlich hat man die hier eingebrachten Reliquien beim Bau einer jüngeren Kirche transferiert.

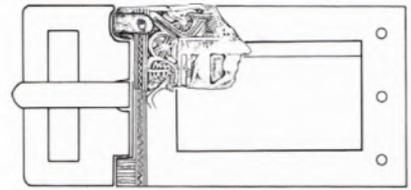
Ein weiteres seltenes Zeugnis für einen merowingerzeitlichen Reliquienbehälter bietet ein mit modelverzieren Bronzeblechen beschlagenes bur-

senförmiges Kästchen aus Lindenholz mit seitlichen Tragösen, das in der Kirche von Ennabeuren (Alb-Donau-Kreis) aufbewahrt wird (Abb. 13). Ursprünglich im Besitz eines Klerikers (Tragösen!), wurde es wohl schon früh Teil einer Kirchengestaltung, vielleicht sogar am Ort seiner glücklichen Erhaltung. Ein singuläres Holzbrettchen mit eingeritzter Engelsdarstellung aus einem Grab in Pählheim (Ostalbkreis) (Abb. 14) könnte ebenfalls zu einem Reliquienkästchen gehört haben.

Auch zu den Geistlichen, die den Gottesdienst in den kleinen Kirchen Inneralamanniens abhielten, ob nun vom Bischof eingesetzt oder von adligen Kirchenherren ins Land geholt, kann die Archäologie in Einzelfällen Auskunft geben, und zwar auf Grund von Gräbern mit charakteristischen Funden. So kennen wir aus der Martinskirche in Pfullingen (Kr. Reutlingen) das Fragment einer mit christlichen Motiven verzierten Reliquiarschnalle aus Hirschgeweih (Abb. 15), allerdings nicht mehr im ursprünglichen Grabzusammenhang gefunden. Dagegen wurde ein intaktes Grab mit einer Schnalle aus gleichem Material in der ebenfalls dem heiligen Martin von Tours gewidmeten Kirche von Gruibingen angetroffen, etwa im Altarbereich eines mutmaßlichen hölzernen Vorgängerbaus. Zum Grabinventar gehörte neben der Schnalle noch ein großes breites Messer, das nach guten Beispielen in anderen Regionen zum Schreibbesteck eines Geistlichen gehört hat. Die „beinernen“ Schnallen weisen auf eine Her-

kunft ihrer Träger aus dem burgundischen Raum. Zumindest in Gruibingen ist gesichert, auch nach der Lage des Grabes, daß es sich tatsächlich um einen Kleriker handelt, dem das Recht auf Bestattung im Inneren der Kirche, an besonders hervorgehobener Stelle (Altarbereich), zustand.

Neben den Geistlichen wurden aber in und bei Kirchen auch andere Personen bestattet, Laien in kirchlicher Sicht, was nach kanonischem Recht eigentlich gar nicht zulässig war. In einem Capitulare Karls d. Großen wird dieses Privileg tatsächlich auch auf Personen geistlichen Standes beschränkt. Die Praxis aber sah anders aus. Schon die Gründung der vielen „Eigenkirchen“ des Adels, die außerhalb der bischöflichen Jurisdiktion blieben, zeigt deutlich, daß man es in der Merowingerzeit mit den Regeln nicht so genau nahm, daß es wichtiger war, alle Möglichkeiten zur Ausbreitung und Festigung des christlichen Glaubens zu nutzen, und daß man dabei der alamannischen Oberschicht, die sich mehrheitlich diesem Ziel verpflichtet wußte, dafür auch die notwendigen, weil der Sache dienenden Freiheiten einräumte. Nur kraft eines solchen Privilegs, eines stillschweigend zugestandenen Sonderrechts war es möglich, daß Angehörige ranghoher Familien, auch hierin königlichem Vorbild folgend, in Kirchen bestattet werden konnten. Und dies war ja auch ein ganz wesentliches Motiv für den adligen Gründer oder die Gründerin einer „Eigenkirche“: Mit der Gewißheit der verheißenen Auferstehung bei den Heiligen



■ 15 Pfullingen, Kr. Reutlingen, „St. Martin“. Fragment einer Reliquiarschnalle aus Hirschgeweih, vermutlich aus einem Klerikergrab des 7. Jh. Länge der rekonstruierten Schnalle ca. 16 cm. Nach D. Quast, Fundberichte aus Baden-Württemberg 19, 1994, 606 Abb. 12.



■ 14 Pählheim, Ostalbkreis, Gewann „Rennweg“. Aus einem Grab stammt dieses Fragment eines Kästchens aus Lindenholz mit eingeritzten Engelsgestalten (Michael und Gabriel?). Ursprünglich vielleicht Teil eines Reliquiars (2. Hälfte 7. Jh.). Höhe: 18 cm. Photo: LDA, Stuttgart.

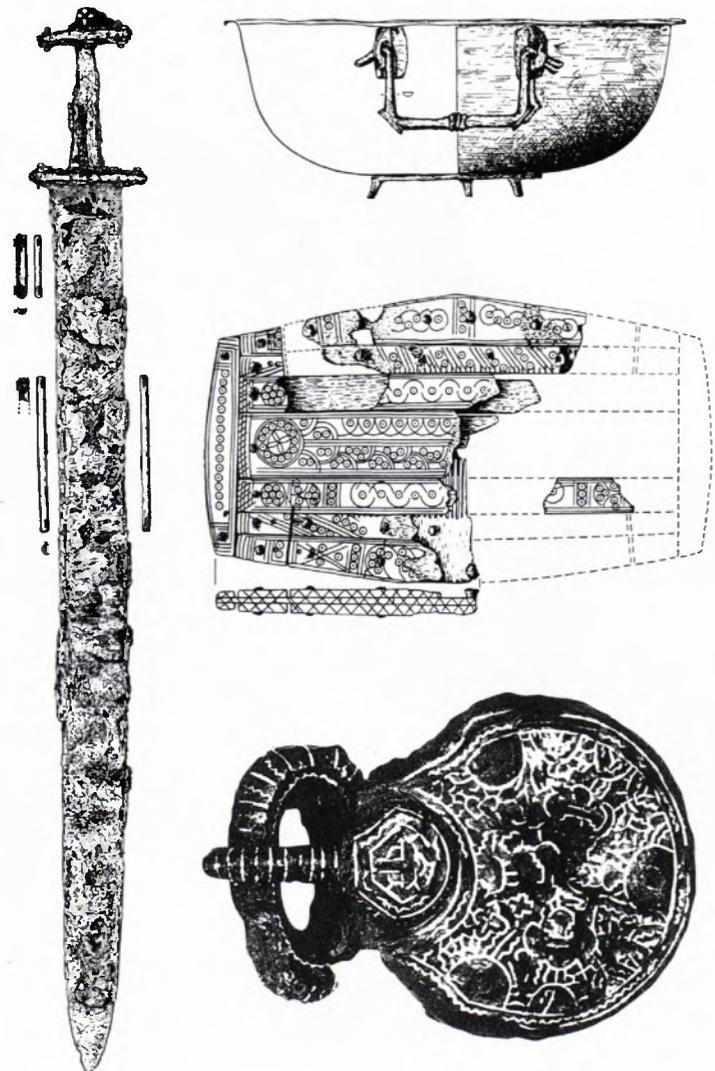


■ 16 Goldschmuck aus Kirchgräbern der Zeit um 700 n.Chr. Oben: Lahr-Burgheim „St. Peter“, Grab 10, goldene Vierpaßfibel mit silbernen „Perlen“. Mitte: Dettingen (Kr. Tübingen) „St. Dionysius“, Grab 2, goldener Fingerring mit römischer Gemme (Siegelring). Unten: Gruibingen (Kr. Göppingen) „St. Martin“, Grab 3. Zeichnungen: LDA, Freiburg, Tübingen, Stuttgart.

bzw. ihren Reliquien zu ruhen, die regelmäßigen Seelenmessen, die Jahrtage und damit auch das ewige Gedenken zu sichern, für sich selbst, die Angehörigen und die Nachkommen. Dafür stellte man den Platz für die Kirche zur Verfügung, übernahm die Kosten für Bau, Ausstattung, Unterhalt und Priesterbesoldung. Reiche Beigaben an Schmuck und Waffen, bis in die späte Merowingerzeit, auch nach dem Erlöschen der allgemein geübten Beigabensitte, unterstreichen diese rechtliche Sonderstellung. Nicht als Ausstattung für ein materiell gedachtes Jenseits dürfen wir die Fundstücke aus den „Kirchgräbern“ verstehen, sondern als Ausdruck der gesellschaftlichen Stellung, als Symbol für das eigene, auch im Tod gewährte Recht.

Trotz dieser besonderen Voraussetzungen und Bedingungen, die den für Kirchenbestattungen in Frage kommenden Personenkreis sehr eingeschränkten, zeigen keineswegs alle

bekanntgewordenen Grabinventare gleiches Niveau, auch dann nicht, wenn sie der gleichen Zeit angehören. Dies kann im Einzelfall unterschiedliche Gründe haben, zeigt aber doch die starke Differenzierung der als Kirchgründer auftretenden Schicht. Dabei wird für uns der hohe Rang einzelner Familien vor allem in der Qualität mitgegebener goldener Schmuckstücke ablesbar, so etwa in der Fibel von Lahr-Burgheim, im steinbesetzten Ohrring von Gruibingen oder dem Fingerring mit antiker Gemme aus Dettingen (Abb. 16). Unter den Männergräbern ist Kirchheim unter Teck (Abb. 17) hervorzuheben, das eine Spatha mit silbertauschierem Knauf, zugehörige reich dekorierte Gurtbeschläge aus vergoldeter Bronze, eine silbertauschierte Gürtelgarnitur, einen außergewöhnlichen Doppelkamm und ein Bronzebecken enthielt. Der hier in der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts bestattete Mann ist allerdings nicht als gleichrangig mit dem Herrn von Dürbheim (Grab 2,



■ 17 Kirchheim unter Teck, Kr. Esslingen, „St. Martin“. Funde aus Grab 1 (Auswahl). Spatha mit silbertauschierem Knauf, entsprechend verzierte eiserne Gürtelschnalle, Doppelkamm in Futtermal, Bronzeschüssel. Verschiedene Maßstäbe. Nach: R. Koch, Fundberichte aus Schwaben N.F. 19, 1971, 309 ff.

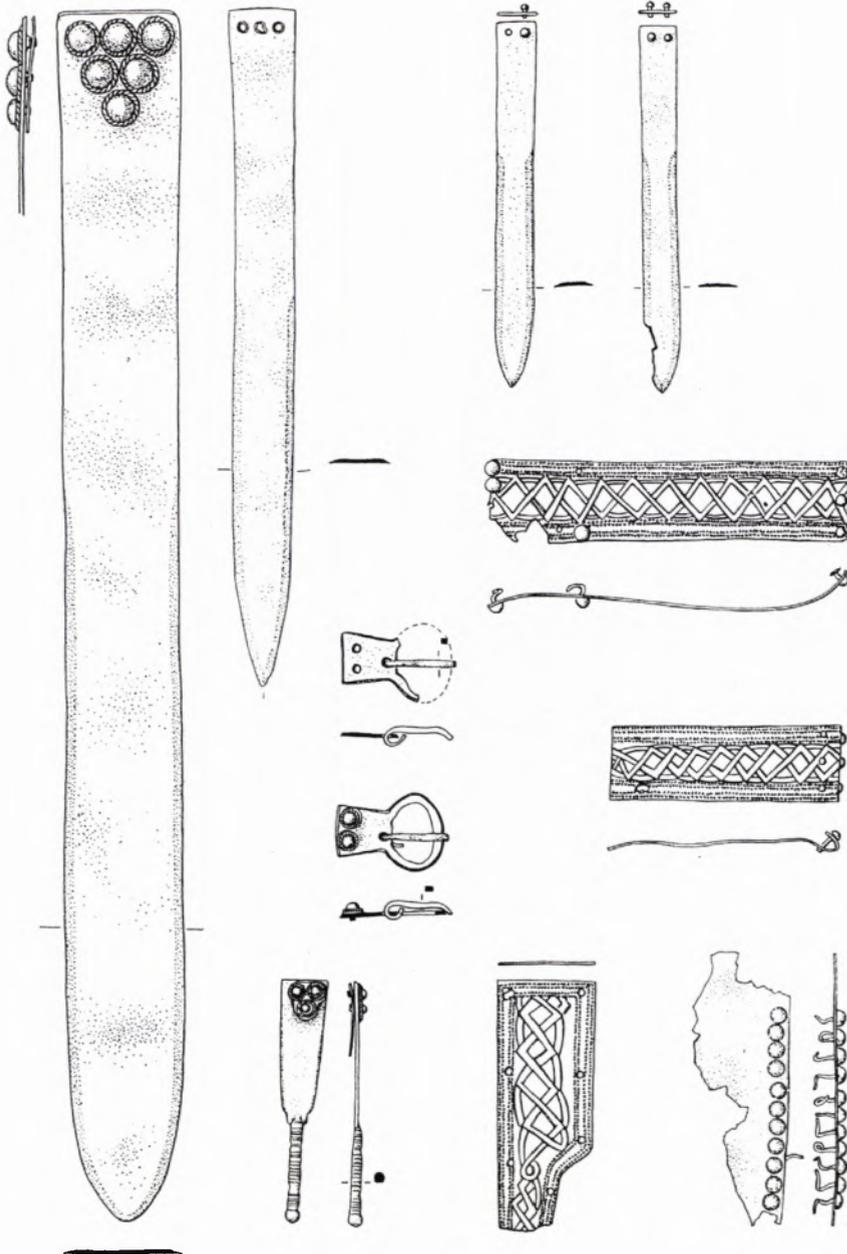


Abb. 10) anzusehen, der im frühen 8. Jahrhundert neben einem kleinen hölzernen Memorial(?)bau in goldbrokatbesetzter Kleidung, mit einer massiv silbernen Gürtelgarnitur, mit Kettenpanzer und silberbeschlagenem Sax (Abb. 18) beigesetzt worden ist. Auch die Verwendung von sorgfältig zugehauenen Steinsärgen nach linksrheinischem Vorbild gehört zu den Kriterien, die auf hochgestellte Personen der jüngeren Merowingerzeit schließen lassen. Solche Sarkophage, möglicherweise aus dem Elsaß oder Burgund importiert, wurden bisher ausschließlich in Kirchen gefunden (z.B. Lahr-Burgheim).

Holzkirchen seit dem ausgehenden 6. Jahrhundert, Steinkirchen nur wenig später und zugehörige, mit Beigaben versehene Bestattungen, faßbar bis etwa in die Mitte des 8. Jahrhunderts, zeigen uns einerseits die Ausbreitung des christlichen Glaubens und der kirchlichen Organisation im Inneren Alamanniens, machen aber auch deutlich, daß dies ein generationenlanger Prozeß war, der vor allem unter politischen Vorzeichen stand. War es doch ganz offensichtlich die alamannische Oberschicht, der grundherrliche Adel, der sich nach königlich-fränkischem Vorbild früh schon und allmählich auch mehrheit-

■ 18 Dürbheim, Kr. Tuttlingen, Gewann „Häuslesrain“, Männergrab 2, Fundauswahl: Teile einer „vierteiligen“ silbernen Gürtelgarnitur, Nieten der großen Riemenzunge mit Golddraht umlegt, flechtbandverzierte Silberbeschläge vom Sax, silberne Schnällchen und kleine Riemenzunge von der Wadengarnitur (Beinriemen). M. 1:2. Zeichnung: LDA, Freiburg.

lich zum Christentum bekannt hat. Es fand also eine, wenn auch nicht gewaltsame, Christianisierung von oben nach unten statt, und es erscheint deshalb nicht unverständlich, daß die Alamannen den irischen und angelsächsischen Glaubensboten noch im 7. und 8. Jahrhundert missionierungsbedürftig erschienen; erst diese waren es, die das politisch durchgesetzte, vielfach nur oberflächlich verstandene und rezipierte Christentum mit Glaubensinhalt erfüllten, durch ihre Predigten wie in ihrem persönlichen Vorbild. So sind auch sie – die erst spät kamen, und nicht die mit der Pfarrorganisation befaßten, von König und Herzog unterstützten Bischöfe – zu den „Aposteln Alamanniens“ geworden.

Literatur:

- H.W. Böhme, Adel und Kirche bei den Alamannen der Merowingerzeit. *Germania* 74, 1966, 477–507.
 B. Cichy, Die Kirche von Brenz (Gundelfingen 1996).
 H. Dannheimer, Aschheim im frühen Mittelalter. Teil 1 (München 1988).
 G. Fingerlin, Merowingerzeitliche Adelsgräber in der Peterskirche von Lahr-Burgheim. *Archäologische Nachrichten aus Baden* 35, 1985, 23–35.
 W. Hübener, Die Goldblattkreuze des frühen Mittelalters (Bühl 1975).
 W. Müller, Archäologische Zeugnisse zum frühen Christentum zwischen Taunus und Alpenkamm. *Helvetica Archaeologica* 17, 65/66, 1986, 3–77.
 W. Müller u. M. Knaut, Heiden und Christen. Archäologische Funde zum frühen Christentum in Südwestdeutschland (Stuttgart 1987).
 D. Quast, Die merowingerzeitlichen Funde aus der Martinskirche in Pfullingen, Kreis Reutlingen. *Fundberichte aus Baden-Württemberg* 19, 1994, 591–650.
 A. Zettler, Die frühen Klosterbauten der Reichenau. *Ausgrabungen-Schriftquellen-St. Galler Klosterplan* (Sigmaringen 1988).

Prof. Dr. Gerhard Fingerlin
 LDA · Archäologische Denkmalpflege
 Marienstraße 10 a
 79098 Freiburg/Breisgau